

Das Versprechen einer unvollendeten Revolution

Politische Selbstorganisation in Haiti

In *Und plötzlich tut sich der Boden auf* schildert die haitianische Schriftstellerin Yanick Lahens die Eindrücke, die das Erdbeben vor drei Jahren bei ihr und ihrem intellektuellen Freundeskreis hinterlassen hat – ein Erdbeben, das über 300 000 Menschen das Leben kostete, unzählige verletzte und nahezu zwei Millionen in wenigen Sekunden in die Obdachlosigkeit stürzte. Dabei liefert sie eine fragmentarische Analyse der Geschichte des Landes, seinem seit der Revolution (1791-1804) eingeschlagenen Kampf um Autonomie und Gerechtigkeit. Gleichzeitig unternimmt sie den Versuch, auf dem wackligen Boden der eigenen intellektuellen Praxis eine Haltung zu bewahren, die das kulturell, ökonomisch und poli-

tisch zutiefst gespaltene Land in seinem Kampf um Autonomie unterstützt. Als selbstkritisches Mitglied der haitianischen Kulturelite weiß sie, dass sie Teil des Problems ist, dass sich ihr Wissen von dem „instinktiven Wissen“ der kleinen Leute fundamental unterscheidet. Dieses Wissen, das mehr sei als nur eine Pose oder eine Strategie, betrachtet sie als Ausgangspunkt aller Bemühungen, das Land in eine bessere Zukunft zu führen.

Hier wird implizit auf eine kulturelle Wissens- und Widerstandspraxis verwiesen, die ihre Wurzeln bei der haitianischen Landbevölkerung hat und die entscheidend zu deren Selbstorganisation beigetragen hat.

Durch den neoliberalen „Katastrophenkapitalismus“ und die von ihm verursachte Landflucht konnten sich Teile der Wissens- und Widerstandspraxis auch in die Städte und die Diaspora hinein ausbreiten. Darin verdichten sich Erfahrungen des autonomen Überlebens, der Solidarität und des Widerstands gegen die Sklaverei, aber auch gegen die herrschenden ökonomischen und politischen Eliten, die nach der Revolution westliche Organisationsformen von Staatlichkeit und Ökonomie für sich beanspruchten. In einer oralen Kultur des Gesangs und in Vodoupraktiken werden diese Erinnerungen am Leben erhalten. So kam es, dass militante Landarbeiter 1844 ihre Arbeitsgeräte in Speere (*piquiers*) verwandelten und in der Piquet-Revolt den von Jean-Pierre Boyer eingeführten *Code Rural* – ein Gesetzestext, der eine drakonische Arbeitsregulierung vorsah – bekämpften. Auch gegen die Interventionen aus Übersee wussten sich die Leute zu wehren. Während der amerikanischen Besatzung (1915-1934) entbrannte die Caco-Rebellion. Unter Charlemagne Péralte führten ländliche Rebellen einen Guerillakampf gegen die Übermacht des US-Marine Corps, der das Land militarisierte und zentralisierte. Mit Hilfe des Staates wurde eine der vielen solidarischen Arbeitsmethoden der Landbevölkerung, das *kòve*-System, in einen Arbeitszwang zum Bau von Straßen verwandelt. Trotz aller Widerstände errichteten die Marines und ihr Planungsstab eine Infrastruktur, die als Basis des diktatorischen Regimes von François (Papa Doc) und Jean-Claude (Baby Doc) Duvalier dienen sollte. Auch die demokratische Massenbewegung, die schließlich zum Sturz dieses Regimes führte, war im Wesentlichen in den „selbstorganisierten Organen“ der Landbevölkerung verwurzelt. Heute existiert ein neuartiges, nicht weniger diktatorisches Regime, zusammengesetzt aus UN-Truppen (MINUSTAH), NROs, IWF, WTO und einer Regierung, die ideologisch mit

VON PETER SCHEIFFELE



Vodou-Zeremonie: „Enter the Oungun“

dem Duvalierismus sympathisiert. In den historischen, aber auch heute noch anhaltenden Kämpfen wird jedoch ein Erfahrungswissen und ein Autonomiebestreben sichtbar, das kaum in Einklang zu bringen ist mit dem mitunter sehr widersprüchlichen Herrschaftswissen: den Entwicklungs- und Politikvorstellungen, wie sie an den westlichen Elitehochschulen gelehrt und von NROs, IWF oder der Weltbank ausgearbeitet werden, ein Wissen, vor dessen Hintergrund

Haiti als „gescheiterter Staat“ erscheint, dem es an breiter schulischer Bildung mangle, der nicht über genügend demokratische Prinzipien verfüge, der eine zu schwach ausgebildete Zivilgesellschaft habe und der seine Armut und „Rückständigkeit“ nicht ohne internationale Hilfs- und Sicherheitspolitik beheben könne. Hier herrscht epistemologische Einigkeit, Klassenbündnisse werden geschmiedet. Notleiden wird in diesen bürokratischen Apparaten neutralisiert und als sachliche Probleme von individuell betroffenen Klienten oder Bevölkerungsgruppen zu fassen versucht. Der eigentlich politisch-soziale Aspekt von Verarmungs- und Verelendungsprozessen wird indes auf politisch legitime, aber handlungsunfähige Akteure verschoben oder erst gar nicht als solcher anerkannt. Aus dieser Sicht stellen soziale Bewegungen, soweit sie nicht für die eigenen Zwecke instrumentalisiert sind, eine beständige Bedrohung der „Ordnung“ dar, vor allem für die eigenen Einsatzkräfte vor Ort.

Die letzte große Bewegung, die das Land erschüttert hat und lokale Eliten sowie internationale Kräfte vor große Herausforderungen stellte, war die Lavalas-Bewegung, die zum Sturz von Baby Doc und seinen paramilitärischen Einheiten führte. Sie brachte den Befreiungstheologen Jean-Bertrand Aristide als ersten demokratisch gewählten Präsidenten in der Geschichte Haitis an die Macht. Dieser wurde jedoch 1991 und

2004 durch *Coup d'états* beseitigt. Einmal war es das haitianische Militär, das in seiner dreijährigen Herrschaft viele Tausend AnhängerInnen der Bewegung tötete und gefangen nahm. Das andere Mal waren es die USA, flankiert von der internationalen Zivilgesellschaft, die im Verbund mit lokalen, paramilitärisch gestützten Eliten, die sich als Oppositionsbewegung ausgaben, einen Ausnahmezustand erzeugten, der den Einsatz von UN-„Friedenstruppen“ rechtfertigte. Diese Truppen, die damit beauftragt waren, Gangs zu entwaffnen und die Straßen zu befrieden, töteten und kriminalisierten etliche Lavalas-Anhänger, insbesondere in den Slums um Port-au-Prince. Im Hinblick auf diese Bewegung, die heute aus dem parlamentarischen Prozess ausgeschlossen und von internen Spaltungen zersetzt ist, stellt sich die Frage, was von ihren kulturellen Grundlagen noch besteht angesichts der zunehmenden NRO-isierung Haitis.



GEMÄLDE VON RIGAUD BENOIT, 1950

Ursprünglich entstanden ist Lavalas in den ländlichen Regionen Haitis, aus kleinen informellen Organisationen (*organisations populaires*), Bauerngruppen, Kooperativen und kirchlichen, der Befreiungstheologie nahestehenden Vereinigungen (*ti leglise*). In den Städten waren es vorwiegend Nachbarschaftskomitees und politische Basisorganisationen (*cellules* oder *ti fanmis*), über die sich die Bewegung,

aus der später die Partei *Fanmi Lavalas* erwuchs, in die Stadt ausbreitete. Sie alle bildeten das aus, was Slavoj Žižek in Bezug auf die Lavalas-Bewegung die „lokalen demokratischen Organe der direkten Selbstorganisation des Volkes“ nennt. Aus Sicht der „internationalen Gemeinschaft“ stellen solche „Organe der direkten Selbstorganisation“ eigentlich gar kein Problem dar, solange sie einen klar definierten Aufgabebereich haben, wie etwa die Selbstverwaltung von Camps, die nach dem Erdbeben errichtet wurden, die Produktion von Kaffee in Kooperativen oder die von religiösen Gruppen geleistete Seelsorge. Ganz im Gegenteil, die oberflächlich nach partizipatorischen Prinzipien ausgerichteten Entwicklungsdienstleister fordern und fördern Selbstorganisation, allerdings nur dort, wo ihr der Zahn bereits gezogen worden ist, der für den politischen Biss sorgen könnte.

Hier kündigt sich erneut eine Wissensklüft und somit auch ein institutionelles Machtgefälle an, das dazu führt, dass unter der neoliberalen Doktrin der „Hilfe zur Selbsthilfe“ politische Initiativen der Befreiung befriedet und kollektiv-solidarische Strukturen weiter zerrüttet werden. Es ist mittlerweile gut dokumentiert, dass die NROs auf Haiti gerade das schaffen, von was sie als Organisationen vornehmlich leben, nämlich Elend. Haiti, das Land mit dem höchsten Pro-Kopf-Aufkommen von NROs, führt diesen Zusammenhang in extremer Weise vor Augen. So viel schon vorweg: Mit NROs ist in Haiti, wie auch in weiten Teilen der Länder des globalen Südens, kein fundamentaler politischer Wandel zu machen. Dies ist allerdings um so brisanter, als in Haiti die politische Dimension der Selbstorganisation tief in der Geschichte des Landes verwurzelt ist. So stellt die *Marronage*¹, wie mir ein NRO-Mitarbeiter berichtet, für NROs in ihrem Alltagsgeschäft ein grundsätzliches Problem dar, weil die Haitianer beim Aufbau neuer Wohnbereiche die Arbeit gerne verschleppen würden. Stolz schildert er mir, wie er anstelle des Stundelohns auf einen Stücklohn pro Wohneinheit umgestellt hat. Der „leidigen *Marronage*“, die hier schlicht als traditionelle Faulheit gebrandmarkt wird, habe er so einen Riegel vorgeschoben. Dass die *Marronage* eines der entscheidenden emanzipatorischen Momente im Unabhängigkeitskampf Haitis darstellt und in Form entwickelter selbstorganisatorisch-politischer Praktiken bis heute fortlebt, wird hier regelrecht bekämpft, wobei diese Kultur wohl kaum jemals in das limitierte Spektrum von NRO-Tätigkeiten übersetzt werden kann.

Carolyn E. Fick schildert in ihrem Buch *The Making of Haiti*, wie die Revolution maßgeblich von afrikanischen SklavInnen vorangetrieben wurde. Sie flüchteten von den barbarischen Kaffee- und Zuckerplantagen zuhauf in die Wälder des bergigen Landes. Als *Maroons* – entlaufene SklavInnen – bildeten sie dort kleine autonome Gemeinschaften, von denen die Rebellion ausging. Aber auch während der Revolution setzten sie immer wieder entscheidende Impulse. Im Verhältnis zu ihren Revolutionsführern Toussaint L'Ouverture, Henri Christophe oder Jean-Jacques Dessalines verfügten die *Maroons* weder über eine klassische militärische Ausbildung, noch hatten sie die Ideale der Französischen Revolution für sich beansprucht. Ihre Stärke und Radikalität entwickelten sie vornehmlich aus den von ihnen erkämpften autonomen Zonen der Selbstversorgung, zu denen sie nach

dem Gefecht gegen die Franzosen, Engländer und Spanier immer wieder zurückkehrten. Dort setzten sie sich aus vielen verschiedenen afrikanischen Ethnien zusammen, wobei die meisten aus Dahomey (heute südliches Nigeria), dem Kongo-becken und Angola verschleppt worden waren. Waren die Kolonialherren immer sehr darauf bedacht, keine großen Ballungen der unterschiedlichen Ethnien zuzulassen, gerade um auch Widerstände zu unterbinden, konnten sich in solchen autonomen Räumen neue solidarische Formen, eine eigene Sprache wie auch der Vodou (weiter) entwickeln. Diese territorialen Zonen stellten einen Erfahrungsbereich dar, der sich nach der Revolution in weiten Teilen der ländlichen Regionen entfalten sollte. Aus Furcht, wieder in sklavenähnliche Verhältnisse zurückzufallen, sabotierte die kreolisch sprechende Unterschicht (*Bossales*) beständig jeden Versuch der neuen, französischsprechenden mulattischen Oberschicht (*Créoles*), große Plantagen oder Latifundien zu errichten. Eine Landbevölkerung bildete sich heraus, die ein neues, gegen die Plantagenökonomie gerichtetes kulturelles Modell entwickelte: das *lakou*-System. Die Grundeinheit ist der auf Selbstversorgung ausgerichtete ländliche Familienbetrieb, der aber auch mit einer egalitären Gesellschaftsidee verbunden ist. Die in einem *lakou* angesiedelten Familienbetrieb leben und arbeiten miteinander, sie unterstützen sich finanziell und pflegen einen an gegenseitigem Respekt orientierten Umgang. Im Grunde handelt es sich also um zwei in Konflikt stehende Kulturen und Parteien, einerseits die *Créoles*, die von den Weißen Plantagensystem, Sprache, (Schrift-)Kultur, Religion sowie Staats- und Wirtschaftsordnung übernahmen, andererseits die *Bossales*, die mit ihrem *lakou*-System, alternativen Kooperationsweisen, einer kreolischen Sprache, dem Vodou und vorwiegend oralen kulturellen Praktiken eine autonome Grundordnung, ja eine „Gegengesellschaft“ herstellten, die immer auch vor herrschaftlichen Übergriffen schützte oder Widerstandsbewegungen einleitete. Nicht nur waren alle wesentlichen Sozialkonflikte in der Vergangenheit Haitis von dieser Kluft durchzogen, auch ist davon auszugehen, dass sie die künftigen Auseinandersetzungen bestimmen wird.

Bis vor zehn, zwanzig Jahren konnte noch angenommen werden, dass die Landbevölkerung, die gemeinhin als der rückständigste, traditionellste Teil der haitianischen Gesellschaft beschrieben wird, immer noch über reichhaltige Formen der Selbstorganisation verfügt. Ohne das dortige Leben und Arbeiten zu romantisieren oder als genuin widerständig zu begreifen, schildert Jennie M. Smith in ihrer brillanten ethnologischen Studie *When the Hands are Many*, was sich für eine komplexe Struktur der „moralischen Ökonomie“ innerhalb dieser Bauerngemeinschaften herausbilden konnte. Die Grundformen stellen *konbit* und *kòve* dar. Während beim *konbit* für einen Tag das Feld gemeinsam von Nachbarn und Familienmitgliedern bestellt wird und der Gastgeber im Gegenzug Essen und Getränke bereitstellt, kommen in der *kòve*, in der nicht ausschließlich Feldarbeit verrichtet wird, die Leute für einen halben Tag zusammen, um Arbeit gegen Geld zu verrichten. Von diesen Grundformen ausgehend gibt es noch weitere Kollektivverbände, wie zum Beispiel die *atribisyon*, in der *kòve*-Mitglieder Gelder sammeln, um am Unabhängigkeitstag ein rauschendes Fest zu feiern. Die *sosyete* ist wiederum ein kooperativer Zusam-

menhang, in dem gemeinsame Arbeiten, aber auch Unterstützung bei Krankheitsfällen geleistet werden. Zudem werden religiöse Anlässe, wie z.B. Beerdigungen, von *sosyetes* getragen oder VertreterInnen der Gruppe schlichten in Konfliktsituationen.

Eine weitere Form stellen die *gwoupman peyisans* dar. Sie kommen dem am nächsten, was vielerorts als Produktionsgenossenschaft oder Kooperative bekannt ist. Eingerichtet wurden diese Kollektive in den 60er-Jahren von Papa Doc, der ein Rätssystem auf dem Land installieren wollte, um die renitente Landbevölkerung besser kontrollieren zu können. Auch Aristide versuchte in seiner zweiten Amtszeit (2000-2004) das Kooperativenmodell mit staatlicher Unterstützung auf dem Land zu verbreiten, allerdings nicht um mehr Kontrolle in die Hände des Staates, sondern in die Hände der ProduzentInnen zu legen, und das vor allem in Sektoren, die bislang von der ökonomischen Elite besetzt waren. Doch hier zeigte sich, wie ein westliches, eigentlich basisdemokratisches Produktionsmodell korrumpierbar wird, vielleicht gerade deshalb, weil es nicht organisch von unten aus einer kreolisierten „moralischen Ökonomie“, aus Organen der politischen Selbstorganisation, erwachsen ist. Damals bereicherten sich etliche Direktoren von Kooperativen, flohen ins Ausland und ließen ihre Landsleute verschuldet zurück. Protestierend zogen sie vor den Präsidentenpalast und forderten Entschädigungen. Auch heutzutage sind noch etliche Kooperativen in Haiti tätig, wobei manche von ihnen einen quasi-militärischen Korpsgeist und autoritäre Führergestalten zu Tage fördern. Des Weiteren sind sie ein beliebtes Beratungsobjekt von NRO-ExpertInnen, entsprechen sie doch allzu gut den westlichen Produktivitäts- und Organisationsfiktionen und ermöglichen so augenscheinlich eine Integration in den Weltmarkt.

Auch heute dürfte noch gelten, was Gage Averill Ende der 90er-Jahre feststellte, dass nämlich der haitianische Staat, und damit auch das an ihn gebundene internationale Governance-Regime, keine Hegemonie gegenüber der Landbevölkerung ausübt. Und obwohl die Städte von lokalen und internationalen NROs aufgebläht sind und in Ansätzen eine nach westlichem Vorbild ausstaffierte, hierarchisch strukturierte Zivilgesellschaft existiert, ist angesichts der tiefen Kluft zwischen den zwei Kulturen und den anhaltend scheiternden Partizipationsbemühungen nach wie vor von einer Herrschaft ohne Hegemonie auszugehen, wie sie auch in anderen Staaten des Südens beobachtet wird. Dort entziehen sich verschiedene Bevölkerungsgruppen, die über Ressourcen territorial-politischer Selbstorganisation verfügen, dem kulturellen Zugriff als Voraussetzung von Hegemonie. Das zeigen die immer wieder aufbrechenden Demonstrationen und Revolten, aber auch die ungeheure solidarische Hilfeleistung in den ersten Tagen nach dem Erdbeben. Solange dies so ist, solange es dem haitianisch-parasitären Staat, den ökonomischen Eliten im Verbund mit den westlichen Governance-Apparatschiks und ihrem Gewaltmonopol nicht gelingt, eine nach westlichen Standards hierarchisch organisierte Zivilgesellschaft zu errichten, solange besteht Hoffnung, dass sich das – an sich universelle – Autonomie- und Gerechtigkeitsbestreben der haitianischen Bevölkerung eines Tages zu einem fundamentalen politischen Wandel entfaltet. ■